Am "Kap der Weisheit"

Autor(en): **Reisch, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Geographica Helvetica : schweizerische Zeitschrift für Geographie = Swiss journal of geography = revue suisse de géographie = rivista svizzera di geografia**

Band (Jahr): **13 (1958)**

PDF erstellt am: **08.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-41134

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

AM «KAP DER WEISHEIT»

MAX REISCH

Die folgenden Schilderungen sowie die Farbtafel sind Proben aus dem im Geographischen Verlag Kümmerly & Frey in Bern erschienenen Buche «Siwa, Sinai und Sid». Sie bieten einen anschaulichen Einblick in Lebensfragen von Ägypten, was ebenso sehr für die Anstrengungen dieses Landes wie für die Qualität des Buches zeugt. In das Gewand eines Reiseberichtes gekleidet, vermittelt es wertvolle Orientierungen über die Bestrebungen der Aegypter, ihre Wüsten urbar zu machen.

70 Kilometer vor Marsa Matruh zweigt eine Straße nach Norden, zum Ras el Hekma. An der Spitze des Kaps, auf hohem Felsen von drei Seiten vom aufgewühlten winterlichen Mer umbrandet, liegt eine große Villa, eher ein Schloß. Wir fahren hinauf. Alle Türen sind verschlossen, die Läden vor den Fenstern. Von einem tieferliegenden Haus schlurft langsam ein Mann heran, ganz in weiße Gewänder gehüllt, einen weißen Turban über dem dunklen Gesicht: der typische Nubier, wie er in Ägypten als Diener besonders geschätzt ist. Er sperrt eine Türe auf: geräumige Halle, Wohnzimmer, Bibliothek mit vielen Büchern, drei Schlafzimmer, zwei Badezimmer. Aber sonst keinerlei Zeichen, daß in diesem Haus jemand wohnt. Es ist wie in einem Märchenschloß aus uralten Zeiten.

Wir können uns doch hier nicht so ohne weiteres einquartieren! Der Diener bleibt stumm und abweisend. Wir fahren zurück durch das hügelige Gelände – überall Versuchspflanzungen; schließlich finden wir zwischen den Hügeln Häuser mit Eingeborenen, Garagen und einem freundlichen ägyptischen Chauffeur: «Der Leiter der Versuchsstation, Hauptmann Omar Sabry, wird erst abends zurückkommen, aber ich bringe Sie jetzt ins Gästehaus».

Wieder kreuz und quer durchs Gelände, und schließlich landen wir bei jener verwunschenen Villa an der Spitze des Kaps. Der mürrische Diener erscheint wieder und sperrt auf. Der Chauffeur erklärt: «Faruk hat das für sich gebaut, im Jahre 1952. Er war nur einmal hier, jetzt können Sie in seinem Bett schlafen. Madame», sagte er mit einem schelmischen Seitenblick auf Christiane.

So zogen wir ein in das Schloß hoch oben am Felsen, und das Meer donnerte gegen die Klippen. Ras el Kanayis – das Kap der Kirchen – hieß es bis vor kurzem. Faruk, von der Schönheit dieses einsamen Kaps beeindruckt, ließ sich ein Rasthaus bauen, und er dünkte sich ob dieses Entschlusses wohl so weise, daß er dem Platz einen neuen Namen gab. Ras el Hekma, das «Kap der Weisheit».

Christiane zaubert aus Konserven ein feines Mahl hervor, breitet an einer Ecke des Speisetisches, der für zwanzig Personen bestimmt ist, das kleine, tirolerisch rotweiß gemuserte Tischtuch auf, und im fahlen Licht eines wohl mindestens fünfzigkerzigen Kronleuchters, dessen Lampen aber nur mühsam glimmen, beginnen wir zu schmausen. Die Sonne ist längst untergegangen, der rauhe Wind rüttelt an den Fensterläden.

Scheinwerferlicht durch die Ritzen der Läden, ein Schlüssel knarrt in einer der Seitentüren, und ein junger Mann in Zivil tritt ein; über seinem mächtigen Brustkorb spannt sich ein brauner Norweger Pullover mit einem eingestrickten weißen Hirschgeweih. Omar Sabry, Hauptmann der ägyptischen Armee und Leiter der Versuchsstation von Ras el Hekma, 29 Jahre alt, blendendes Englisch, einer der besten Schwimmer Ägyptens. Er hat als Sportler ganz Europa bereist und ist begeistert von Wien und vom Heurigen sowie von dem Speck und den Landjägern, die wir ihm anbieten. «Es ist Schweinefleisch drin», machen wir ihn aufmerksam.

«Das macht nichts», lacht er und zeigt die kräftigen, weißen Zähne. «Hier an diesem Tisch fühle ich mich in Austria.» – Das war ein Grund zum Feiern. Ich ging zum Wagen und holte eine Flasche Magdalena.

«Wir sind hier vier Offiziere, und es war ein Zufall, daß wir alle über Land waren, als Sie kamen. Unser Wissenschaftler hat Sie sicher aus seinem Haus beobachtet, aber er ist sehr schüchtern!»

Wir lernten ihn am nächsten Tag kennen. Er zeigte Hunderte verschiedene Wüstengräser, die er gesammelt, getrocknet, gegen Insektenfraß konserviert und auf Kartonblätter geklebt hatte. Er sprach nur wenig, obwohl ich glaube, daß er perfekt in Latein und sehr gut im Englischen beschlagen war.

Von anderem Schrot und Korn war Hauptmann Sabry, der selbstbewußte junge ägyptische Offizier und Sportler, der mit lateinischen Pflanzennamen nur so um sich warf. Er ließ uns in den Pflanzungen die verschiedenen Gräser kosten und riechen. Wir waren uns einig, daß Kamele, Schafe und Ziegen ein höchst abwechslungsreiches Menü in der Wüste vorfinden. Dieses zu verbessern und zu bereichern, ist die Aufgabe der Versuchsstation von Ras el Hekma, wo Saaten aus Indien, Australien und den USA erprobt werden. «Wir kennen heute etwa achthundert verschiedene Pflanzen und Gräser, die für den Laien aber kaum unterscheidbar sind. Sie müssen wissen, daß der ganze Küstenstreifen der Westlichen Wüste in einer Tiefe von 40 bis 60 Kilometer sogenanntes Grasland ist, das durch den Einfluß des Mittelmeeres etwas Regen bekommt. Nicht etwa Wiesen, wie man sich das in Europa vorstellt! Sehr spärlich ist der Wuchs; wer kein geschultes Auge hat, sieht die Halme gar nicht. Und doch ernähren sie ohne jede künstliche Bewässerung die Herden der Beduinen. Der Winter, wenn Regen fällt, ist die gute Zeit. Die Gräser sind so saftig, daß Ziegen und Schafe monatelang nicht getränkt werden müssen. Der Sommer ist umso schwieriger, dann beginnt der Kampf um Nahrung und der Zug zu den Brunnen. Vor allem reicht das Futter nicht aus, und die Beduinen müssen Ölkuchen aus Baumwollsamen kaufen, um ihre Herden durchzubringen.»

«Die Beduinen haben Geld und *kaufen* Futter?»

«Und ob! Von der Regierung, zu sehr günstigen Preisen. Diese begünstigten Futterkäufe sind aber gleichzeitig der Maßstab für die Steuerzahlung. Je mehr Kunstnahrung ein Stamm kauft, desto mehr Steuern zahlt er. Sie dürfen nicht glauben, daß die Beduinen arm sind, weil sie in Zelten wohnen, das scheint nur den Europäern so. In Wirklichkeit sind sie besser gestellt als die Fellachen im Nildelta. Die Bedus haben viel Silber in ihren Truhen und können leicht Steuern zahlen, etwa 10 Prozent ihres Einkommens. Die einzelnen Scheichs sind dafür verantwortlich. Das ist alles bis ins kleinste Detail geregelt.»

«Und die einzelnen Stämme haben ihre seit altersher festgelegten Weidegründe?» – «Die ganze Wüste gehört dem Staat, aber die Weiderechte den Stämmen.

Als wir hier diese Versuchsstation einrichteten, haben wir dem Stamm das Weiderecht abgelöst durch eine einmalige Zahlung.»

«Welche Stämme sind das?»

«Wir haben in der Westlichen Wüste als hauptsächliche Stämme die Awlad, die Genayshat und die Sanagra mit vielen Unterstämmen. Die Weidegründe der einzelnen Stämme bilden aber nicht ein jeweils geschlossenes Ganzes, sondern ein Stamm hat zum Beispiel Weidegründe in der Nähe von Alexandrien, dann hier bei Ras el Hekma und so weit entfernt wie Sidi Barani. Dadurch ergibt sich das ständige Ziehen der Stämme mit ihren Herden, oft 500 und 800 Kilometer weit.»

«Das bedingt doch, daß ein Stamm mit seiner Herde oft auch über fremdes Gebiet ziehen muß?»

«Natürlich, aber dann muß der ‚Gaststamm' für das Durchzugsrecht und die Benützung der Weide während des Marsches eine Entschädigung zahlen.»

«Wie wäre es da mit einer Flurbereinigung, wie wir das in Europa jetzt vielfach durchführen? Dann hätte jeder Stamm sein geschlossenes Gebiet.»

«Das wäre gut, weil sich dann manche Reiberei vermeiden ließe. Aber es ergäben sich auch Nachteile, denn die Regenfälle sind gebietsweise sehr unterschiedlich. Die Gegend von Fuka und Daba – die soeben überschwemmt wurde – wird heuer eine Weide haben, so reich wie seit Jahrzehnten nicht mehr! Aber 100 Kilometer weiter westlich hat es überhaupt noch nicht geregnet. Deshalb ist es gut, wenn jeder Stamm mehrere, weit voneinander entfernte Weidegründe hat.»

«Und wie ,lieber Hauptmann Sabry, können Sie nun diese Weidegründe verbessern?»

Da fragen Sie am besten unseren Chef. Oberst Omer Draz ist der Leiter des ,Desert Range Developments Projects' am ,Desert Institute' (Wüsteninstitut) von Kairo. Sehen Sie, welches Glück Sie haben: Wäre die Überschwemmung in Daba nicht gewesen, so wären Sie in Ihrer europäischen Hast hier vermutlich schon längst durch. So aber kommen Sie gerade zur rechten Zeit, den Obersten in Ras el Hekma zu sprechen. Er hat sich für morgen angesagt.»

Oberst Draz kam mit einem indischen Landwirtschaftsexperten nach Ras el Hekma. Wir fuhren zusammen durch die Halbwüste und lernten fünf typische Bodenformen kennen:

1. *Steinige Rücken,* stark verwittert von Wind und Regen, fast jeder Humusschicht beraubt. Die Pflanzenbedeckung beträgt nur 2 bis 5 Prozent.
2. *Abhänge,* je nach Steilheit mehr oder weniger ausgewaschen. Der Pflanzenwuchs ist dichter als auf dem steinigen Rücken.
3. *Sandebenen,* zwischen Hügeln mit angeschwemmtem Humus und daher reicher Pflanzendecke. Allein in der Ras-el-Hekma-Gegend finden sich sechsunddreißig verschiedene Pflanzenarten in den Sandebenen.
4. *Sanddünen,* mehr oder weniger hohe Ansammlungen von Flugsand, sehr dünn mit Pflanzen, vorwiegend Gräsern bestanden, von denen man bisher sechzehn verschiedene Sorten festgestellt hat.
5. *Salzpfannen, Salzsümpfe,* besonders tief gelegte Niederungen mit starkem Salzgehalt. Im Versuchsgebiet von Ras el Hekma wurden bis zu 4,6 Prozent Salz festgestellt. Trotzdem gedeihen auch hier einige wenige Pflanzenarten mit weitreichenden Wurzeln knapp unter dem Boden.

Oberst Draz, Hauptmann Sabry und der Inder unterhielten sich auf englisch, gemischt mit hundert lateinischen Pflanzennamen. Ich habe gar nicht versucht, mir aufzuschreiben oder gar zu merken, welche Pflanzen für welches der fünf Gebiete besonders geeignet sind. Aber mir wurde klar, daß hier Fachleute am Werk sind, von Begeisterung durchdrungen für eine dem Laien schier unlösbar erscheinende Aufgabe.

Abends saßen wir in Faruks Landhaus beisammen, und der Oberst gab einen Überblick über die Ernährungslage seines Landes:

«Ägypten ist ein armes Land, und das Volk hat wenig zu essen. Ein Europäer würde halb verhungern und ein Amerikaner vermutlich ganz. Nehmen wir zum Beispiel das Fleisch: Der Südamerikaner ißt davon so viel, daß ich gar nicht darüber reden will; in den USA verzehrt jeder Mensch im Jahr 70 Kilo, der Ägypter nur 6 Kilo! Oder Eier: Verbrauch in den USA 21 Kilo, in Ägypten 1 Kilo! Die Liste könnte beliebig fortgesetzt werden.»

«Aber es muß doch Lebensmittel geben, von denen der Ägypter mehr ißt als der Amerikaner, zum Beispiel Getreide und Reis», warf ich ein.

«Keines von beiden, wohl aber *Mais.* Mais bis zum Überdruß. Dieser sättigt zwar, doch fehlen ihm eine Reihe wichtiger Aufbaustoffe, besonders Vitamin B. Dazu kommt, daß der Mais unter gewissen Umständen sogar die tückische Eigenschaft besitzt, Vitamine zu zerstören.»

Er fuhr fort: «Das Ernährungsproblem wird immer schwieriger, weil die Bevölkerung sich rasend vermehrt. 1900 hatte Ägypten 10 Millionen Einwohner und 5 Millionen Acres Kulturland; heute zählen wir 22 Millionen Menschen, besitzen aber nur 6 Millionen Acres. Dazu kommt noch etwas anderes: Durch die in letzter Zeit vorangetriebene gesundheitliche Betreuung ist – an sich natürlich höchst erfreulich – die Kindersterblichkeit sehr zurückgegangen. Wir vermehren uns gegenwärtig jährlich um rund eine halbe Million. Das dürfte mit einer Zunahme von über 20 Promille den Weltrekord darstellen (Schweiz etwa 8 Promille). Wenn das so weitergeht, verdoppelt Ägypten in vierzig Jahren seine Bevölkerung!»

«Das wird den Präsidenten Nasser freuen, wenn Ägypten so mächtig wird.»

«Ohne Zweifel, aber die Schwierigkeit wächst, unsere Bevölkerung zu ernähren. Im Altertum war Ägypten eine Kornkammer. Und heute?»

«Heute müssen Sie Lebensmittel importieren. Das ist doch nicht so schlimm. Viele andere Länder müssen das auch. Sie haben Ihre wertvolle Baumwolle als Exportartikel.»

«Das ist gut und recht, aber als industriell wenig entwickeltes Land brauchen wir unseren Importerlös aus der Baumwolle für die Einfuhr von Maschinen und all die vielen technischen Bedürfnisse, ohne die wir nicht mehr auskommen können. Wenn Sie durchs Nildelta fahren und unsere primitiven Schöpfwerke sehen, angetrieben von Ochsen oder Menschen, so werden Sie verstehen, wie dringend wir beispielsweise siebzigtausend Motorpumpen benötigen. Für Importe von Lebensmitteln reicht das Geld kaum aus. Nur den zehnten Teil unseres Erlöses aus der Baumwolle können wir für die Einfuhr von Getreide ausgeben. Betrüblich ist, daß wir fast ebensoviel für die Einfuhr von Kaffee, Tee und Tabak aufwenden. Sie rauchen in Europa so gerne ägyptische Zigaretten. Ja, sie haben Weltruf, nur stammt der Tabak leider nicht aus unserem Land.»

«Aber was wäre Ägypten und der ganze Orient ohne Tabak, ohne Tee und Kaffee? Was Sie an diesen Genußmitteln importieren, braucht das Volk zu seinem seelischen Wohlbefinden vermutlich ebenso dringend wie Getreide für die körperliche Ernährung.»

«Mehr zu essen wäre wichtiger, aber wir haben einen Hoffnungsschimmer: den ‚Hohen Damm' südlich von Assuan. Der gegenwärtige Assuan-Staudamm ist dagegen ein Spielzeug. Wenn erst einmal der ‚Hohe Damm' steht, wird kein Tropfen süßen Nilwassers mehr das Mittelmeer erreichen. Jede Gefahr von Überschwemmungen wird gebannt sein, und wir können zwei Millionen Acres Kulturland gewinnen.»

«Ich kenne das Projekt aus einer Broschüre, die man mir in Alexandrien gab. In Daba hatte ich genügend Zeit, sie zu studieren.»

Die Broschüre zeigt auf der Titelseite eine Zeichnung des «High-Dam» mit folgendem Satz: Ich will den Lebensstand heben zur Ausschaltung des Kommunismus. Gamal Abdel Nasser.

Das Datum dieses Ausspruchs ist nicht genannt. Heute mag er überholt erscheinen, morgen hat er vielleicht wieder Gültigkeit. Im übrigen sind die technischen Daten geradezu imposant: Höhe dem Dammes 110 Meter, Länge 5000 Meter. Inhalt des Stausees 130 Milliarden Kubikmeter. Darunter kann man sich wenig vorstellen. Aber die Länge des Stausees von 600 Kilometern (davon 240 Kilometer) auf sudanischem Gebiet) läßt die Größe des Projekts ahnen. Auch die Leistung der sechzehn Turbinen mit zusammen anderthalb Millionen PS sucht ihresgleichen. Die Bauzeit ist mit zehn Jahren veranschlagt. Über den Baubeginn schweigt sich die Broschüre aus. Immerhin bleibt der Damm das größte technische Projekt der Alten Welt, das sich nicht von heute auf morgen verwirklichen läßt. Hat man nicht auch am Suezkanal dreißig Jahre lang herumprojektiert, bis der erste Spatentisch erfolgte?

«Ob es uns gelingt, die Kosten von 460 Millionen Dollar (ägyptische Schätzung) aufzubringen, ist eine große Frage», sagte der Oberst. «Verlockende Angebote liegen vor, aber alle scheinen mehr oder weniger die Unabhängigkeit Ägptens zu gefährden. Wir sind nun endlich frei und müssen in erster Linie unsere eigenen Kräfte einsetzen. In der Wüste und in der Halbwüste liegen die greifbaren Möglichkeiten der nahen Zukunft.» «Wüste – Halbwüste, was verstehen Sie darunter, und wo liegen die Grenzen?» – «Der Wüstensand wäre von großer Fruchtbarkeit, wenn sich genügend Wasser fände. Abgesehen von den Oasen mit Grundwasser, hängt die Fruchtbarkeit ausschließlich von der Regenmenge ab. Wieviel Millimeter Niederschlag haben Sie in Mitteleuropa?» – «Verzeihen Sie, ich habe keine Ahnung.» – «Daraus ersieht man, daß Sie genügend haben.» Omar Draz ging zum Bücherschrank, blätterte in diesem und jenem Werk und hatte die Zahlen bald gefunden: «Österreich ungefähr 600 Millimeter, Schweiz minimal 550, maximal 4060 Millimeter ... Glückliche Länder», seufzte er, «in Gebieten Ägyptens, die nur ein Zehntel davon haben, schätzen sich die Menschen schon glücklich. 50 Millimeter Regen genügen bereits, um aus der Wüste eine Halbwüste zu machen mit Weideland für Tiere und in den Senken mit Akkerbau.»

Dieser Halbwüste gilt unser ganzes Augenmerk. Wir haben davon rund 70 000 Quadratkilometer. Vermutlich war deren Pflanzenbestand noch nie so schlecht wie im letzten Jahrtausend. Im Altertum, unter der Hand fleißiger Kolonisatoren aus Sparta und Rom, wurde hier intensiver Ackerbau betrieben. Der Mensch pflegte den Boden, baute Zisternen und war seßhaft. Das ist das Wesentliche.»

«War damals das Klima günstiger? – Mehr Regen?»

«Die Wissenschaft weiß heute, daß vor zwei und drei Jahrtausenden die klimatischen Verhältnisse nicht anders waren als heute.»

«Und doch war damals dieses Gebiet dicht bevölkert; Gerste, Wein, Oliven und Feigen wurden gezogen, mehr als die Bevölkerung brauchte, so daß sogar exportiert werden konnte.»

«Ganz recht, und es stimmt uns traurig, wenn wir heute unsere Wüsten betrachten. Es war nicht der Untergang des Römischen Reiches, es waren auch nicht Kriege mit ihren meist kurzfristigen Zerfallserscheinungen, sondern es war die Einwanderung eines anderen Menschenschlages, der den Bauern als zweitklassig betrachtete. Mit anderen Worten: es waren die Nomaden, die mit dem Siegeszug des Islams in unser Land kamen. Die Äcker verödeten, die Zisternen und Brunnen – es waren zur Zeit der Römer wohl an die tausend – zerfielen bis auf ganz wenige, die an den Karawanenstraßen lagen. Das alles wäre nur halb so schlimm gewesen. Der wenige Regen hätte ausgereicht, um das Grasland zu erhalten und den vielen damals vorhandenen Bäumen und Sträuchern genügend Lebensmöglichkeit zu geben. Aber die Herden der Nomaden zerstörten das Grasland, und in den Holzkohlenfeuern vor den Zelten der Beduinen gingen Bäume und Sträucher in Rauch auf. Der Beduine kümmert sich nicht um die Erhaltung des Kulturlandes, er weidet seine Herden und zieht weiter. So war das seit dem Einfall der Araber in Ägypten und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.»

«Ich weiß nicht wer – ein guter Kenner der Wüstenprobleme – hat einmal gesagt: Man nennt den Beduinen den ‚Sohn der Wüste', aber wenn man bedenkt, was er und seine Herden dem Baumbestand und dem Grasland angetan haben, so wäre es viel richtiger, ihn als den ‚Vater der Wüste' zu bezeichnen.» Omar Draz lächelte: «Dieser Ausspruch ist mir bekannt, und er ist zum Teil richtig. Könnte der Halbwüste eine Schonzeit gewährt werden, so würde sie sich erholen.»

«Wie lange schätzen Sie die hiefür notwendige Frist?»

«Wir haben noch keine Erfahrungen. Vor zwei Jahren haben wir Versuchsflächen eingezäumt, um sie vor den Herden zu schützen. Noch kann man keinen wesentlichen

Beduinen auf der Wanderschaft in der Westlichen Wüste Aegyptens
Die Wüste gehört dem Staat, die Weiderechte den Stämmen, die oft weite Wanderungen zu ihren Weidegründen unternehmen müssen

Leere Seite
Blank page
Page vide

Unterschied feststellen. Die Humusschicht ist vom Wiind weggetragen worden, und ich glaube, es wäre wohl ein halbes Jahrhundert nötig, bis sich bei einem Regenfall nur 50 bis 100 Millimeter ein richtiges Grasland aus eigener Kraft bilden könnte.»

«Und was gedenken Sie nun zu tun, um das zu beschleunigen? Sie können doch nicht den zwei Millionen Beduinen Ägyptens die Herden wegnehmen, um den Boden zu schonen.»

«Leider nein, aber mit bestimmten Wüstengräsern, die jetzt nur vereinzelt vorkommen und die wir auf Samen ziehen, läßt sich eine Verbesserung erzielen. Unsere ganze Hoffnung liegt auf Kochia indica. Hören Sie die Geschichte dieser Wunderpflanze: Es war 1950 im Mai, als ich in Marsa Matruh an den Straßenrändern Büsche eines frischen, blaugrünen Gewächses bemerkte. Sie müssen wissen, daß diese eine höchst seltsame Erscheinung in der regenlosen Jahreszeit ist. Ich fragte pflanzenkundige Araber und mußte von ihnen hören, daß sie weder den Namen dieser Pflanze kannten noch sie in früheren Jahren gesehen hatten. Sie berichteten aber, daß seit dem Abzug der Deutschen in den Straßen von Matruh diese Pflanze viel zu finden sei und daß sie Manneshöhe erreiche, wenn sie vor dem Zugriff der Tiere geschützt sei, wie dies in den Bombenruinen von Matruh vielfach der Fall ist. Die Araber, die früher diese Pflanze nie gesehen hatten, waren der Meinung, sie sei von den Soldaten Rommels nach Afrika gebracht worden und gaben ihr daher den Namen ‚Deutsche Pflanze'. Aber niemand kümmerte sich weiter um sie, obwohl offensichtlich Kamele, Ziegen und Schafe in ihr ein gutes Futter sahen. Die Deutschen waren wieder weg, bald würde auch ‚ihre' Pflanze wieder aussterben, das war der Standpunkt der Araber.»

Oberst Omar Draz dachte anders. Diese Pflanze schien ihm von allergrößter Wichtigkeit: sie keimt im Winter und beendet das Wachstum während des ganzen regenlosen Sommers nicht! Das war die Lösung des Problems der Sommerfütterung in der Wüste...

War die Pflanze wirklich von den Deutschen nach Afrika gebracht worden? Der Oberst berichtete weiter: «Eine Anfrage in Lybien ergab, daß sie dort nicht bekannt sei, also waren nicht die Deutschen die Ursache. Nun wandte ich mich an das botanische Institut der Universität Kairo, wo festgestellt wurde, daß es sich um eine Kochia-Art handle, die nicht in Ägypten heimisch sei. Woher aber war sie gekommen?»

Was der Oberst nun erzählte, klingt so unwahrscheinlich, daß man von einem verwaltungstechnischen Schildbürgerstreich sprechen möchte. Ganz Ägypten war in Aufregung über die Herkunft der Wunderpflanze. War wirklich ein Wunder geschehen? Fiel sie vom Himmel wie seinerzeit das biblische Manna?

«Es war mehr oder weniger ein Zufall, daß ich die alten Briefordner der ‚Frontiers Administration' durchblätterte und einen Brief des ‚Waite Agricultural Research Institute' in Adelaide (Australien) fand, datiert vom 2. Juni 1945 und gerichtet an den früheren Chefberater der ‚Egyptian Frontiers Forces', Oberst Hatton Bey.»

Aha, ein Engländer, dachte ich mir, und außerdem ein Bey. Beides überwunden im heutigen Ägypten.

Oberst Draz fuhr fort: «Das australische Institut schrieb in dem Brief, daß acht verschiedene Arten von Kochia, darunter auch Kochia indica, kürzlich aus Bombay eingetroffen und mit separater Post auf den Weg nach Ägypten gebracht worden seien, um sie dort zu erproben. Auf dem Brief stand ein handschriftlicher Vermerk von Oberst Hatton Bey: ‚Samen nach Marsa Matruh weitergeleitet.' Des Rätsels einfache Lösung!»

«Eigenartig», sagte ich, «von Indien über Australien nach Ägypten kam die Wunderpflanze, und dann wußte man nichts mehr von ihr und schob sie den Deutschen in die Schuhe.»

«In der Tat, das ist vielleicht das Wunder an der ganzen Sache und wird immer ein Rätsel bleiben.»

«Vielleicht hängt es mit Personalwechsel zusammen, mit der Revolution?»

«Ich weiß nicht, denn ich bin nur Botaniker. Meine Mitarbeiter und ich sind glücklich, eine Pflanze in der Hand zu haben, die entscheidend das Gesicht der Halbwüsten Ägyptens verändern kann. Aber noch ist viel Arbeit zu tun. Auch die anderen Wüstengräser und -pflanzen dürfen nicht vernachlässigt werden, um den Herden ein Mischfutter zu liefern, das alle Nährstoffe enthält und bis weit in den Sommer hinein zur Verfügung steht. Auch müssen alle Möglichkeiten der Bodenverbesserung und Wassernutzung erfaßt werden. Vor allem sind die Beduinen zu einem Weidesystem zu erziehen, das den Pflanzen Entwicklung und Verbreitung sichert.»

Der Inder und Hauptmann Sabry hatten sich wenig am Gespräch beteiligt. Nun aber sagte der Inder:

«Ich bin sehr beeindruckt von dem, was ich heute in Ihrer Versuchsstation gesehen habe. Eine Möglichkeit jedoch haben Sie überhaupt nicht erwähnt, den größten Reichtum Ihrer Wüsten.»

«Und der wäre?» fragten wir wie aus einem Munde.

«Lächeln Sie nicht – es ist die Hitze!»

Wir schwiegen und sahen uns verstohlen an. Sollte die Hitze des heutigen Tages oder die Anstrengung der holprigen Fahrt im Jeep etwa dem Inder geschadet hauen?

«Verstehen Sie mich recht. Wie viele Sonnenstunden haben Sie im Jahr, Herr Oberst?»

«In den Wüsten etwa 4500 Stunden.»

«30 Prozent mehr als in Bengalen, 300 Prozent mehr als in England, wo ich studiert habe. Sehen Sie, 4500 Stunden Sonne, das lohnt sich bereits.»

«Wofür», fragte der Oberst.

«Für die Heliotechnik.»

«Aha», sagte der Oberst. «Ausnutzung der Sonnenenergie. Wie könnte man das?»

«Mit Hohlspiegeln die Hitze konzentrieren. Schon Temperaturen von 2700 Grad sind erreicht worden. Diese Energie läßt sich in Strom umwandeln – stellen Sie sich vor – mitten in der Wüste. Mit diesem lassen sich Pumpwerke betreiben, um auch aus sehr tiefen Brunnen Wasser zu holen. Noch vieles andere können Sie unternehmen, zum Beispiel Salzwasser destillieren. Wir bekamen kürzlich in meinem Institut einen Bericht aus Australien, nach welchem durch Sonnenenergie mittels einer relativ kleinen und einfachen Apparatur täglich 1800 Liter reines Wasser gewonnen werden; und haben Sie nicht gehört, daß die Stadt Abidijan an der Elfenbeinküste mit immerhin 50 000 Einwohnern ihren ganzen Strombedarf aus einem Heliokraftwerk deckt? Das ist heute vermutlich noch unwirtschaftlich, also ein Versuch, jedoch für die Zukunft von größter Bedeutung. In den USA hat das ‚Smithsonian Institute' errechnet, daß die Sonnenenergie des 150 00 Quadratmeilen großen Ödlandes im Westen der USA mindestens ebensoviele Kilowatt liefern kann, als gegenwärtig in den ganzen Vereinigten Staaten verbraucht werden. Man spricht jetzt so viel von der Atomenergie; würde man sich mehr der Entwicklung und Nutzung der Sonnenkraft zuwenden, so könnten nicht nur die Halbwüsten Ägyptens, sondern alle Wüsten der Erde in blühende Gärten verwandelt werden.»

«Auf das wollen wir alle hoffen», sagte der Oberst. «Bis es so weit ist, versuchen wir es mit Kochia indica – aus Ihrer Heimat, lieber Kollege, und wir danken Ihnen und Ihrem Land dafür.»